
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 44. Bromberg, den 22. Februar 1930.

# Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.



(8. Fortsetzung.) 

Doch sie drücken schwer darnieder, die Jahre des vergeblichen Ringens und Kämpfens, die Jahre voll härtester Arbeit und Entbehrungen. „Was soll ich," fragt er sich, „unter diesen Kindern, verzogen von Reichtum und Luxus? Was soll ich unter den Männern, die der Erfolg verwöhnt hat, oder die in der glücklichen Lage sind, andere für sich um den Erfolg ringen zu lassen? Was soll ich unter ihnen . . .?"

Einen Augenblick nur wird er aus der Unentschlossenheit gerissen, da er im Treppenhaus Maud Hill trifft. Und diesmal heißt ihr Lächeln nicht mehr Abstand — Abstand, lieber Freund, sondern sie flüstert freundlich und selbst ein wenig verlegen: „Sie kommen doch, Mister Huene. — Ich würde mich wirklich sehr, sehr freuen!"

Eine Verbeugung Alexander Huenes war die stumme Bejahung.

Und nun zögert er doch wieder in seiner Kabine. Lange schon ist die Sonne untergegangen. Eine Zigarette nach der anderen wirft er ausgeraucht in den Aschenbecher. Im Frack sitzt er da, in jenem alten Möbel, das er sich noch in der Inflationszeit für das Honorar eines flott hingeworfenen Buches über die Ursachen der Niederlage Denikins von einem biederen Schneider in Freiberg hatte bauen lassen, und der ihn wohl und sicher durch alle Examensnöte begleitet hatte.

In diesem alten Möbel unter die Eleganz der Dollar-Herren?! — Alexander Huene graut es.

Und drüben auf der anderen Seite des Schiffes, im Veranda-Café — er weiß es, seine so feinfühlig gewordenen Nerven spüren es, — da geht es schon hoch her. Da grunzt und jault das Saxophon, da schmettern und quaken die Trompeten wie Ochsenfrösche, da gröhlt das salonfähig gewordene Schifferklavier, da tobt sich all der lärmende Unfug aus, den sich Europa als letzten Chic hat aufhalsen lassen . . .

Alexander Huene duckt sich, als wenn er dem Wirrwarr der doch nur geahnten Töne entgehen wolle — „Noch eine Zigarette, und dann heraus aus dem Frack!"

Es klopft. Der Steward mit dem Bulldoggengesicht steckt seinen Kopf zur Tür herein. Zwei Damen wünschen Herrn Huene zu sprechen.

Und auf dem Korridor: eine ältere Dame mit einem Zwicker auf der kleinen Nase und von einer vertrauenerweckenden Rundlichkeit: Frau Williams. Und hinter ihr, halb verborgen und nun hervortretend, schön wie die Versuchung: Maud Hill.

Alexander Huene ist gebannt. In weichen Falten umschmeichelt ein hellrotes Kleid die straffe, schlanke Gestalt. Aus den tiefen Ausschnitten heben sich schimmernd die Schultern. Und auf dem Köpfchen sitzt kokett eine kleine Kappe, von blitzenden Agraffen gehalten.

Aber die grauen Augen blitzen: „Nennt man das Wort halten, Mister Huene?" sagt sie. „Ist es bei den Deutschen Sitte geworden, ein Versprechen nicht zu halten?!"

Sich betroffen verbeugend, stammelt Alexander Huene Entschuldigungen.

Rasch hat Maud Hill seine Gestalt gemustert, und sie ist zufrieden: er wird eine gute Figur machen — auch in dem alten Frack.

„Reichen Sie mir den Arm, bitte, Mister Huene!" sagt sie mit einer Betonung, die keinen Widerspruch mehr zuläßt.

Die Kunst des Bordgärtners hat ein kleines Idyll geschaffen. Aus hohen Blattpflanzen und Blumen aller Art ist ein wunderbarer exotischer Hain entstanden, in dem etwa fünfzehn Menschen sich bewegen. Schöne junge Frauen: zuckend bricht sich das Licht in den Steinen ihres überreichen Schmuckes. Und die Männer: schlanke, lässig-gestraffte Gestalten, etwas eckig in den Bewegungen, aber von ruhiger Zuvorkommenheit.

Und durch die hohen Bogenfenster der Veranda, von den langen, ruhigen Wellen der See zurückgeworfen, glitzert der Widerschein des Mondes.

Maud Hill stellt vor: „Baron Huene . . .!"

Alexander Huene stutzt: „Woher dieses Wissen?!"

„Mister Alexander Huene!" verbessert er schnell.

Man läßt ihn gewähren. Man hat schon so oft Menschen kennen gelernt, die Titel führten, ohne sie zu besitzen, — warum soll es auch nicht einmal Menschen geben, die einen Titel tragen dürfen und es doch nicht zu tun wünschen?! — Aber Maud Hill ist zufrieden. Ihr „Retter und Freund", wie sie ihn in ihrer freien Art vorgestellt hat, gefällt. Sein wechselvolles, schweres Lebensschicksal, das natürlich alle schon kennen, umgibt ihn mit einem romantischen Nimbus und wirklich, — Maud Hill stellt es innerlich frohlockend fest — Daisy und Molly, ihre Freundinnen, machen verkniffene Gesichter.

Ein älterer Herr mit klugen, wachen Augen in einem scharfen Gesicht nimmt ihn unter den Arm und will ihn zur Seite führen: „Sagen Sie bitte, mein lieber Baron", beginnt er, „was denken Sie über den Bruch Londons mit Moskau . . .?"

Man protestiert laut und heftig: „Keine Politik, bitte . . .!"

Der Primas der kleinen Zigeunerkapelle hebt die Geige. Und nun lockt es wiegend und zart durch den exotischen Hain.

Schnell, stark mit den pochenden Schlägen des Herzens strömt die Freude durch Alexander Huene: die Freude am Leben, die Freude an dem schönen Geschöpf in seinem Arm — an Maud Hill, die mit geschlossenen Augen und halbgeöffnetem Munde in seltener Einfühlung seiner Führung durch die schmeichelnden Töne des Boston folgt . . .

Doch weitherzig ist heute Maud Hill, auffallend weitherzig. Lächelnd duldet sie, daß Daisy, die dunkle, die Tochter einer schönen spanischen Mutter, ihr Alexander Huene entführt. Lächelnd sieht sie zu, wie Molly, die pikante,

brünette, sich zu den beiden gesellt, und daß es in der kleinen Ecke unter den hohen Palmen aufsprüht in Scherz und Lachen und beginnendem Flirt.

Willig läßt sich Maud von Jack, dem jungen, flotten Burschen, ihrem Jugendfreund, zum Tanz holen. Und als sie vorüberschweben an der kleinen, lustigen Gruppe, schaut sie ruhig zu, wie Molly und Daisy aufgehen in dem Bemühen, ihrem blonden Retter zu gefallen.

Aber sie lächelt heimlich, wie auf einer großen Überraschung sinnend . . .

*

Als so die „Olympic" durch die mondglänzende Nacht des Ozeans rauschte und das intime Fest Maud Hills durch die hohen Bogenfenster des Veranda-Cafés strahlte, da saß John Hill, den seine Tochter auf der Fahrt in die Südsee wähnte, in seinem kleinen Landhaus von Rackaway und beratschlagte wieder mit Parker, seinem Sekretär.

Ausgebreitet vor ihnen lagen die Karten von Europa und Vorderasien. Und die Finger John Hills hafteten auf den großen Hauptstädten Europas, als wenn er die Figuren eines Schachspiels zu einer neuen Schlacht ordnen müsse.

Und mehr zu sich selbst sprechend als zu Parker, der verblüffend die Kunst beherrschte, immer zur rechten Zeit zu schweigen, sagte er: „Sehen Sie, Parker. Nun hat es London doch eilig gehabt, mit Moskau zu brechen. Ich hätte mit Ihnen wetten sollen, dann wäre das Geschäft noch besser geworden . . ."

Parker lächelte stumm.

Langsam, sinnend fuhr John Hill fort: „Wen stellen wir in Berlin auf, Parker? — Wieder Chester Harris, meinen Sie?! — Nein, Parker! — Harris ist in Moskau zu weich geworden. Weiß der Teufel, was in ihn gefahren ist. Der Vertrag, den er unterzeichnen wollte, taugte nichts. Und für Berlin können wir einen schwerbeweglichen Bauern, der sich gleich gefangen nehmen läßt, nicht gebrauchen. — Ein Springer muß dahin. Ein Offizier, der seine Stellung geschickt verteidigt und sie auch hält, wenn er alles verloren sieht, dem Befehl Befehl ist . . ."

„Halloh! — Wozu haben wir unser deutsches Greenhorn!" rief er aus. „Huene muß nach Berlin. Er wird die Stellung halten."

Und leise, nachdenklich, als wenn es ihn dauerte, setzte er hinzu: „. . . auch wenn wir ihn opfern müßten! — Parker, sorgen Sie dafür, daß die Depesche sofort an die „Olympic" hinausgeht. Unterzeichnen Sie den Namen unserer holländischen Bank, und morgen früh informieren Sie rechtzeitig van Hoeven."

*

Ein Tango wirbt schmeichelnd durch den Hain von Palmen. In seinen Zauber zwingt er die Paare. Und der Zigeuner-Primas ist von seinem Podium gestiegen. Mit seiner Geige folgt er den Tanzenden, wie er es von seiner Heimat her gewöhnt. Den Rhythmus geigt er den Paaren ins Ohr, in die Glieder. Bald sanft wie ein Lufthauch, bald wild wie der Sturm, der über die Pampas hinbraust.

Alexander Huene tanzt mit Maud Hill, die in ihrer kühlen, blonden Zurückhaltung ihm doch als die Begehrenswerteste erscheint. Eine gelöste Schleife des Tango wirft sie ihm wieder in den Arm. Fester, als er gewollt, drückt er sie an sich. Und aus ihren halbgeschlossenen Lidern blinkt es zu ihm empor: wie Verheißung . . .

Und geigend folgt ihrem Tanz der Primas, geigt ihnen Rausch in die Sinne und Gefallen aneinander . . .

Auf einmal doch geht es Alexander Huene durch den Sinn: Weit drüben, bei Münster, in Westfalen, auf dem kleinen Bauernhof, da beginnt jetzt der Morgen, da kräht der Hahn. Und der alte Vater steht auf, um die Pferde zu füttern. Und die Mutter, die noch ruhen sollte, ist gleichfalls schon auf den Beinen; denn die Kühe müssen gemolken werden, und Milch und Butter sollen in die Stadt . . .

Alexander stutzt. Er verfehlt die Schleife — verfehlt Maud. Sie stolpert, will fallen, doch er hält sie schon im Arm. Leise, verhalten aber stöhnt Maud und als sie wieder auftreten will, stößt sie einen leisen Schmerzensschrei aus.

Bestürzung fegt durch den festlichen Hain. Unter Schmerzen lächelt Maud Hill: „Bringen Sie mich zu meiner Kabine!" sagt sie zu Alexander.

Ihr Fuß versagt völlig den Dienst. Ein kurzer Entschluß, und Alexander trägt Maud Hill auf den Armen. „Bleibt hier! Tanzt ruhig weiter, amüsiert euch!" sagt sie tapfer und selbstlos, als die Gäste sie begleiten wollen.

Als die Flügeltüren des Veranda-Cafés hinter ihnen zusammenschlagen, liegt wieder das verhaltene Lächeln auf ihrem Gesicht — ein Lächeln, wie Spott und heimlicher Triumph . . .

*

Doktor Parry, der junge, etwas schwerfällige Schiffsarzt, macht ein verärgertes Gesicht. Wozu ihn vom Spiel holen, wenn er durchaus nichts finden kann? Kein Bruch, keine Geschwulst! Der Knöchel scheint heil, und doch stöhnt Miß Maud Hill in dem Sessel vor dem Kamin bei jedem Tasten seiner Hand.

Aber dann kommt es doch wie eine Erleuchtung über ihn. Von dem Fest hat er gehört. Nun sieht er das schöne Paar, begreift den intimen Reiz dieser einsamen Kabine und sagt endlich: „Es hätte sehr böse werden können, Miß Maud, sehr böse. Aber glücklicherweise ist es nur eine kleine Verstauchung. Eis und kalte Kompressen, und morgen wird es schon besser sein. — Aber den Fuß schonen und nicht viel gehen!"

Und Miß Maud lächelt dankbar und leidensvoll. Und Dr. Parry lächelt freundlich und diskret. Denn er spürt: ein gutes Honorar ist ihm gewiß. Und als er die Kabine verlassen hat, ruft Maud Hill ausgelassen ihrer Zofe zu: „Hast du gehört, Berty, Eis brauche ich — hole rasch Eis. Aber gleich einen ganzen Kühler voll, und die dazu geh[illegible] Flasche stelle auch hinein — denn Kühlung brauche ich [illegible] hat Doktor Parry gesagt . . ."

Leise knistern und sprühen die Eichenscheite im Kamin. Zuckenden rötlichen Widerschein jagen die Flammen über Maud Hill, über Alexander Huene. Schweigen herrscht zwischen den Beiden, die in den Sesseln vor dem Kamin hocken.

Aus seinem Leben hat Alexander Huene erzählen müssen. Von seiner Jugend auf dem deutschen Herrensitz in Ingermanland auf russischer Erde, von den langen Jahren der Kriege, in denen er gefochten, und von den Mühen und Kämpfen, die nachher folgten.

Mitgefühl und Mitleid regen sich in der stolzen Maud Hill. Und aus dem Mitgefühl heraus springt ein Plan in ihr hoch, weitergetrieben von dem Gedanken, welch eine gute Figur der „Baron" doch als ständige Erscheinung in ihrem Gefolge machen müsse . . . Und so sagte sie rasch: „Mein lieber Baron! Meine gute Frau Williams wird nicht so richtig fertig mit den Schwierigkeiten, die eine lange Reise mit sich bringt. Ich hätte diese Aufgaben gern in den Händen eines geschickten, welterfahrenen Herrn gesehen. Lilian Hayde aus Chikago hat mit dem Grafen Woronzoff in dieser Beziehung gute Erfahrungen gemacht. Man spricht auch, daß sie und der Graf . . ."

Kurz bricht Maud Hill ab. Aber aus den grauen Augen in dem rötlichen Spiel der Flammen blitzt es auf einmal, wie noch vor kurzer Zeit drüben im Palmenhain beim Tanz — wie in Verheißung.

Alexander Huene stutzt. Schwer ringen seine Gedanken mit dem Sinn ihres Anerbietens. Gewiß, er hat davon gehört: Amerikanerinnen, Erbinnen ungezählter Reichtümer, haben ihren Reitlehrer oder irgendeinen sonstigen armen Schlucker geheiratet, wenn er einen klangvollen Namen bot und eine gute Erziehung genossen hatte.

Aber er . . .?! Seltsam, er muß in diesem Augenblick an den alten Mr. Brown denken, dem er es eigentlich verdankt, daß er überhaupt hier sitzt . . .

Und andeutungsweise erzählt er davon, daß er durch einen Vertrag mit einer holländischen Bank gebunden sei.

In Maud Hill steigt es hoch: ein Erstaunen, ein Nichtverstehen, daß jemand auf eine Chance, die Maud Hill ihm bietet, nicht zugreift . . . nicht zugreift mit beiden Händen . . . oder sollte er die Andeutung über Lilian Hyde und ihren Grafen nicht verstanden haben?!

„Sie sind doch ein richtiger russischer Bär, Baron!" klingt es verärgert aus dem Sessel Maud Hills.

„Bin ich das, Miß Maud?! O, ich würde kein größeres Vergnügen kennen, als Ihnen das Gegenteil zu beweisen!"

Ein Spiel beginnt. Ein Spiel mit neckenden, sich haschenden Worten. Mit Worten, die wohl ein tieferes Gefühl bedeuten könnten und doch immer wieder zum Scherz gewandt werden.

Maud Hill lacht und lacht. Sie ist es zufrieden. Der Baron ist aufgetaut. Er versteht blendend zu parieren, aber sie führt den Angriff.

Alexander Huene aber, der wenig mit Frauen umgegangen, fragt sich: Was will dieses Mädchen? Was ist in ihren Worten Spiel — was Ernst? Seine Hand stochert mit der Feuerzange in den glimmenden Scheiten. Hellauf, wie in letzter Kraft, flammt das Holz. Mit rötlichem, vergoldendem Schein überhaucht es Maud Hill, die lässig hingestreckt im Sessel liegt.

„Flammendes Gold!" murmelt er leise und denkt unwillkürlich an die Millionen, die mit dem Namen Hill und diesem Mädchen untrennbar verbunden sind.

„Was sagten Sie, Baron?!" fragt sie lächelnd.

„Nichts, Miß Maud!" erwidert er ablenkend. Aber das Herz klopft ihm bis zum Hals hinauf.

Maud Hill lacht. Leicht errät sie, was in Huene vorgeht. „Lassen wir es heute, Baron!' sagte sie aufspringend. „Ich muß für den reizenden Abend danken, den Sie mir geschenkt haben!"

„Ich habe zu danken, Miß Maud!"

„Und nun dürfen Sie mir auch noch den Mantel umlegen," sagt Maud, wie unter Frösteln erschauernd.

In den Schläfen Huenes hämmert es. Sinnverwirrend strömt es von dem schönen Mädchen zu ihm über. Ihre Lippen sind halb geöffnet, als wollten sie trinken . . . „Küsse sie doch!" lockt es ihn.

Und mit einer halben Wendung des Kopfes sieht Maud Hill im Wandspiegel, wie der Mann hinter ihr bleich wird. Fest, eisern fühlt sie ihre Arme umspannt, und dann pressen sich seine Lippen auf ihre Schulter.

Und sie duldet seinen Kuß.

Plötzlich aber mit einem kurzen Ruck befreit sie sich — —

Der halbe Raum des Salons liegt zwischen ihnen. Schwer atmend, wie schuldbewußt steht Alexander Huene; sie aber lächelt kühl und höflich. Und er kennt dieses Lächeln, es heißt wieder wie in den Tagen vorher: „Abstand — Abstand, lieber Freund!"

Spöttisch sagt sie: „Mein lieber Baron! Das Ganze sollte ja eigentlich nur eine Probe auf das Exempel sein, ob Sie sich zu einem Reisemarschall für mich eignen. Ich fürchte, wir haben uns beide getäuscht. — Gute Nacht, Baron!"

(Fortsetzung folgt)

## Der große König als Operndirektor.

**Ein wenig bekannter Abschnitt aus dem Leben Friedrich des Großen. — Wie die erste deutsche Operndiva entdeckt wurde. — Kulissenintrigen von anno dazumal.**

Von M. Sidorow.

Als der junge Fritz einmal mit seinem königlichen Vater Dresden besuchte, machte eine Aufführung der Dresdener Oper auf ihn einen unvergeßlichen Eindruck. Der glänzende Theatersaal, die herrlichen Kostüme, die musikalische Vollendung der Galavorstellung berauschten den leidenschaftlichen Prinzen, der sich bereits damals das Wort gab, einmal eine glänzende Oper auch in Preußen ins Leben zu rufen.

Im Sommer 1741 wurde endlich der erste Spatenstich an dem Opernhause von Berlin gemacht und im Winter 1742 konnte das Opernhaus feierlich eröffnet werden. Der Eintritt in die Oper war damals sonderbarerweise unentgeltlich. Nur Vertreter der obersten Behörden und Hofleute erhielten Einladungskarten, deren Verkauf unter Androhung strengster Strafe untersagt war. Trotzdem verstanden es schlaue Händler, Opernkarten in den Verkauf zu bringen. Die Oper war eine verbotene Sensation für die schaulustigen Berliner, und eine Aufführung im königlichen Opernhause mit angesehen zu haben, war der heißeste Wunsch eines jeden Bürgers. Friedrich der Große bot alles auf, um den Aufführungen seiner Oper den höchsten künstlerischen Glanz zu verleihen. Er ließ die Zahl der Orchestermusiker auf 40 Mann erhöhen, wodurch das Orchester zu einem für damalige Begriffe riesigen Klangkörper wurde. Das Solisten-Ensemble, das in Italien engagiert wurde, war gleichfalls auf einer kaum zu überbietenden Höhe. Der König übernahm selbst die Funktionen eines Operndirektors und fand trotz der Last der Regierungsgeschäfte sogar Zeit, manchen Sängern ihre Partien selbst einzustudieren. Er entwarf außerdem Dekorationen und Kostüme, ging zu allen Proben der Oper und übernahm des öfteren selbst die Regie. Er wählte neue Werke aus, überwachte die Arbeit der Übersetzer der Textbücher, änderte oft Texte und bestimmte die Inszenierung. Die Musik zu beinahe allen Opern wurde auf Befehl des Königs von seinem Hofkomponisten Graun geschrieben. Die Oper spielte allerdings nur von Ende November bis Anfang März und gab ihre Vorstellungen zweimal in der Woche. Einen Spielplan im heutigen Sinne kannte man damals allerdings nicht; denn jedes Opernwerk wurde gewöhnlich nur höchstens viermal wiederholt, um dann für immer in der Versenkung zu verschwinden. Jedes Jahr mußten neue Opern aufgeführt werden, und womöglich die Werke des Vorjahres überbieten.

Bald erreichte die italienische Oper in Berlin — es wurde, dem Geschmack der Zeit entsprechend, selbstverständlich nur italienisch gesungen — ein Niveau, von dem ganz Europa sprach. Den Höhepunkt der Opernsaison bildete die sogenannte Opernhaus-Redoute, zu der sämtliche Gäste in Masken zu erscheinen hatten. Dem Maskenball ging eine Vorstellung voraus, nach der die Sänger in Kostüm und Maske blieben und sich zu dem Publikum gesellten. Den Adligen wurden besondere rosa Dominos vorgeschrieben, während Personen des bürgerlichen Standes in Kostümen nach Wunsch erscheinen durften — sie mußten jedoch „sauber" kostümiert sein.

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges ging der Glanz der Berliner Oper allmählich zurück. Der König war nun entschlossen, sein von ihm geschaffenes Kunstinstitut zu neuem Glanz zu führen, wozu jedoch zuerst die nötigen Mittel fehlten. Der Intendant der Oper, Graf Zierotin Lilgenau, gab dem König im Jahre 1763 den Rat, es jetzt einmal mit einer deutschen Sängerin zu versuchen. Der König hatte stets eine große Abneigung gegen den „deutschen Akzent" im Gesang, und er glaubte, daß nur Italiener das Geheimnis des Schönsingens beherrschten. „Das sollte mir noch fehlen!", rief der König auf die Vorstellung seines Intendanten aus. „Lieber möchte ich mir ja von einem Pferde eine Arie vorwiehern lassen, als eine Deutsche in meiner Oper zur Primadonna haben." Dem Intendanten gelang es trotzdem, den König zu überreden, die deutsche Sängerin Elisabeth Schmeling, die in Leipzig Triumphe feierte, probeweise zu engagieren. Der König erklärte sich bereit, die Sängerin persönlich zu prüfen. Die Primadonna der Leipziger Oper Elisabeth Schmeling wurde in den Saal des königlichen Palais geführt, wo sie lange auf die Ankunft des Königs warten mußte. Sie räusperte sich und schlug einige Töne an. Endlich öffnete sich die Tür und der König trat ein. Tief verneigte sich die verwöhnte Primadonna. Der König ging ohne ein Wort zu sagen zum Flügel und spielte, ohne von der Anwesenden Notiz zu nehmen, leise vor sich hin. Die junge Sängerin entschloß sich, die ungünstige Meinung des gefürchteten königlichen Kunstrichters zu ihren Gunsten zu ändern. Als das Spiel des Königs kein Ende zu nehmen schien, fing die Sängerin an, mit größter Ungezwungenheit die Gemälde an den Wänden zu betrachten und erlaubte sich sogar, dem König den Rücken zu kehren. Plötzlich hörte der König mit seinem Spiel auf, winkte die Sängerin heran und fragte sie trocken „Will Sie mir was vorsingen?" — „Wenn Majestät die Gnade haben, es zu erlauben", stammelte die jetzt Eingeschüchterte und fing eine bekannte italienische Arie an.

Schon bei den ersten Klängen der herrlichen Stimme horchte der König auf. Als die Sängerin zu Ende war, fragte der König, ob sie vom Blatt singen könne. Auf die bejahende Antwort erwiderte der König: „Na höre Sie mal, das ist aber schwer." Die Sängerin erwiderte, daß ihr Vater sie im Singen vom Blatt unterrichtet habe. „Getraut Sie sich also alles zu singen, was ich Ihr vorlege?", fragte der König sichtlich erstaunt. „Jawohl, Majestät", lautete die Antwort. Der König schüttelte den Kopf, holte aus seinem Kabinett den Klavierauszug der Oper „Piramus und Thysbe" von

Hasse, legte ihn selbst auf das Pult und stellte sich hinter die Sängerin, die sich das Blatt erst ansah, um den Text zu lernen. Der König wurde ungeduldig und sagte: „Sieht Sie wohl, Sie muß sich die Noten doch erst vorher ansehen". „Nicht der Noten wegen, Majestät", erklärte die Primadonna, „sondern der Worte wegen, damit ich doch weiß, mit welchem Ausdruck ich zu singen habe." Dann fing Elisabeth Schmeling zu singen an. Sie gab den Worten ihr volles Gewicht und erreichte gerade dadurch im deutschen Text eine Wirkung, die der König bis dahin am italienischen Gesange nicht gekannt hatte. Fast bei jeder Phrase rief der König begeistert „bravo!". Elisabeth sang mit dem ganzen Schmelz ihrer Wunderstimme und machte nach Beendigung ihrer Prüfung eine tiefe Verbeugung vor dem König. Der König sagte zum Schluß: „Höre Sie mal, Sie kann singen. Will Sie in Berlin bleiben, so sage Sie doch dem Kammerlakaien, er soll mir gleich den Intendanten herschicken, will mit ihm wegen Ihr reden. Adieu."

So wurde die erste deutsche Sängerin für die Hofoper in Berlin mit 3000 Talern im Jahre, ein damals unerhörtes Gehalt, engagiert und erntete bei ihrem ersten Auftreten einen Riesenerfolg. Leider geriet die Primadonna bald unter den verderblichen Einfluß des Cellisten der königlichen Kapelle, eines gewissen Ignatius Mara. Der König wollte in die Heirat der Sängerin mit dem Musiker nicht einwilligen und wollte den Cellisten sogar in Spandau einsperren. Darauf drohte die Sängerin ihren Kontrakt zu brechen, wonach dem König, der unter allen Umständen seine Primadonna behalten wollte, nichts anderes übrig blieb, als die Heirat zu bewilligen. Die Künstlerin selbst aber wurde in ihrer Ehe tief unglücklich. Der künstlerische Erfolg der Berufung der deutschen Primadonna ließ aber den König versuchen, noch eine andere deutsche Sängerin, Karoline Koch, zu engagieren.

Daß sich der König, genau wie jeder andere Operndirektor, auch mit Kulisseníntrigen zu beschäftigen hatte, beweist folgender charakteristischer Vorfall. Die Primadonna Schmeling, der glänzende Angebote vom Ausland gemacht wurden, suchte nur einen Vorwand, Berlin zu verlassen, genau wie es heute zahlreiche Opernstars tun. Sie wollte zuerst ihren viermonatlichen Urlaub benutzen, um in England Gastspiele zu geben. Da sie jedoch infolge des verschwenderischen Lebens ihres Mannes in ewigen Geldnöten war, bat sie den König um einen größeren Vorschuß. Dieser wurde ihr abgeschlagen. In Wut darüber entbrannt, sandte sie dem König eine Partie, die sie singen sollte, mit der Bemerkung zurück, daß sie solche „Musik" nicht singen könne. Der König ließ den Mann der Sängerin, der sie zu diesem Schritt aufgehetzt hat, sofort einsperren. Der Sängerin ließ er aber mitteilen, daß sie zu singen habe. Zwischen dem Kapellmeister und der Sängerin entwickelten sich lange Verhandlungen, an denen auch der König teilnahm. Friedrich der Große schrieb bei dieser Gelegenheit dem Intendanten folgende Mahnung: Ich muß Euch sagen, daß Eure Sanftmut hier schlecht angebracht ist und daß Ihr weit klüger handeln werdet, wenn Ihr dasjenige tut, das ich Euch befehle und Euch nicht angewöhnet, zu resignieren; denn das leide ich durchaus nicht und müsset Euch dergleichen nicht in den Sinn kommen lassen. Die Sängerin soll die Arie singen, wie ich es verlange und nicht widerspenstig sein wo sie nicht will, daß es ihr ebenso wie ihrem Manne ergehen soll und er soll sitzen bis auf weitere Order. — Die Sängerin fügte sich der Gewalt. Der König ließ aber unter der Hand nach einer passenden Nachfolgerin Ausschau halten. Eine italienische Sängerin, die ein glänzendes Angebot an die Berliner Hofoper bekam, lehnte es ab mit dem Bemerken, daß der preußische König seine Sängerinnen wie seine Soldaten behandele!

 **Bunte Chronik** 

* **Affenrevolution in Baramati.** Von Baramati hat man bisher nie etwas gehört. Und doch verdient es dieses indische Städtchen, einer Kuriosität wegen bekannt zu sein: Baramati ist das Paradies der Affen. Auf jeden Einwohner kommt mindestens einer. Hier sei gleich bemerkt, daß die Affen von Baramati nichts mit Alkohol zu tun haben, sondern richtige Vierhänder sind. Die braven Einwohner des Affenstädtchens haben eine heilige Scheu davor, dem lieben Tierchen auch nur das geringste zuleide zu tun. Die Affen sind die wirklichen Herren im Ort. Sie spazieren am hellen Tage auf der „Promenade" von Baramati, hindern den ohnehin recht geringen Verkehr und verüben alle nur möglichen Affereien. Das hindert aber die Bewohner von Baramati nicht, auf ihre vierhändigen Vettern geradezu stolz zu sein und sich von ihnen manches Essen vor der Nase wegstehlen zu lassen. Kürzlich aber gelangte der Gemeinderat im Gegensatz zum Bürgermeister zu der Auffassung, dieser Zustand sei einer modernen Stadt — wie es Baramati gern sein möchte — nicht würdig. Also wurde nach langem Hin- und Herberaten der Beschluß gefaßt, einen öffentlichen Affenfänger mit der Befreiung der Stadt von der Vierhänderplage zu beauftragen. Abdullah Saheb, auf den die Wahl der Stadtväter fiel, ging mit äußerlich frischem Mut, doch innerlich ein wenig ängstlich an die Arbeit. Schon am ersten Tag hatte er 65 Affen in verschiedenen Käfigen seines Hauses versammelt. Leider vollführten die lieben Tierchen in begreiflicher Empörung über die Freiheitsberaubung einen derartigen Lärm, daß sich die ihnen wohlgesinnten Einwohner von Baramati grollend vor Abdullah Sahebs Heim zusammenrotteten. Ein besonders begeisterter Affenfreund setzte sich sofort mit einem Bekannten in der benachbarten Distriktstadt Poona telephonisch in Verbindung, und dieser gefällige Helfer schickte dem Vierhänderfänger ein Telegramm: „Im Namen des englischen Distriktskommissars wird Ihnen der weitere Affenfang verboten." Abdullah Saheb erkannte sofort die Fälschung und richtete sich nicht danach. Der begeisterte Affenfreund hatte aber inzwischen die Nachricht vom Telegramm unter seinen grollenden Mitbürgern verbreitet. Diese, die erst mit den Vierhändern um die Wette gezetert hatten, gingen daraufhin offen zum Angriff vor: „Laß die Affen los!" Abdullah Saheb wollte nicht. Da stürmte die Menge unter Führung des affenliebenden Bürgermeisters sein Haus, ließ sämtliche vierhändigen Vettern frei und verbrannte die Käfige. Nachdem der Affenfänger zum Schluß noch gehörig verprügelt worden war, zogen die braven Leute von Baramati im Triumph mit ihren Schützlingen davon. Als Abdullah Saheb trauernd neben den Trümmern seiner gewesenen Herrlichkeit saß, kam auch schon die mit den Affen sympathisierende Polizei außer Atem an. Sie war höchst unangenehm berührt, als sie auf Befehl des affenfeindlichen Gemeinderates die Haupträdelsführer verhaften und nach Poona bringen mußte. Dort sitzen die Aufrührer und warten auf ihre Bestrafung. Abdullah Saheb ist noch immer öffentlicher Affenfänger von Baramati. Er wagt es aber nicht, auch nur einen einzigen Vierhänder mehr zu verhaften, und den Affen geht es besser als zuvor.

*

* **Wodka im englischen Parlament.** Das englische Parlament hat seine Sensation: Nach langen Verhandlungen zwischen dem Besitzer des Restaurants und den ehrwürdigen Mitgliedern des Hauses wurde Wodka, der weltberühmte russische Schnaps, in die Wein- und Spirituosen-Liste des Parlaments-Restaurants aufgenommen. Die Engländer sind in ihrem Geschmack wie bekannt das konservativste Volk der Welt, und es ist kein Wunder, daß dem Einzug des Wodka langwierige Verhandlungen vorausgingen. Mehrere Parlamentsmitglieder, die dem modernen Rußland nicht geradezu freundlich gestimmt sind, protestierten lebhaft gegen die Aufnahme dieses Getränkes. Dabei ist zu bemerken, daß es im Londoner Parlament-Restaurant Spezialabteilungen für Schotten, Irländer und Abgeordnete verschiedener Grafschaften gibt. Jedes Parlamentsmitglied will nämlich Lokalspeisen und -getränke serviert bekommen. Der Schotte z. B. verlangt besonders zubereitete Hafergrütze, während der Abgeordnete aus Lancashire ohne echten Lancashire-Käse sich nicht wohl fühlt. Jetzt werden die Herren die Möglichkeit haben, jede noch so scharfe und schwere Speise mit einem Schluck feurigen Wodka hinunterzuwürgen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.